

**Zeitschrift:** Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge  
**Herausgeber:** Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz  
**Band:** - (1905)  
**Heft:** 27

## Heft

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.08.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Kirchen-Zeitung

Abonnementspreise: Franko durch die ganze Schweiz: Jährlich Fr. 6. —, halbjährlich Fr. 3. —; Ausland (inkl. Frankatur): Fr. 9. — pro Jahr.

Verantwortliche Redaktion:

A. Meyenberg, Can. et Prof. theol. in Luzern.

Er erscheint je Donnerstags

Verlag und Expedition:

Räber & Cie., Buchdruckerei u. Buchhandlung, Luzern.

## Inhaltsverzeichnis.

Reisebriefe aus Deutschland. — Das altchristliche Symbol des Fisches und seine Beziehung zur hl. Eucharistie. — Prof. Adolf Harnack über die alten Sprachen. — Eine protestantische Reformbewegung. — Sitzung der Luzerner St. Thomasakademie. — Zwei Predigtserien. — Immortelle. Totentafel. — Briefkasten. — Kirchenamtlicher Anzeiger. — Inländische Mission.

## Reisebriefe aus Deutschland. \*)

### München! — München!

Wir standen in der Ludwigskirche und liessen die Gedankenmalerei des Cornelius auf uns wirken. Aus der gesamten Dogmatik und Pragmatik des Heils, die der Künstler in diesem Tempel zur Darstellung bringt, fesselte uns namentlich das Weltgericht. Wir wollten uns auch bei Cornelius die Stimmung holen für den Eintritt in die *Neue Pinakothek*. Während wir von der Ludwigskirche durch die Schelling- und Barerstrasse langsam zur Neuen Pinakothek wandern, wollen wir keine neuen Eindrücke in unsere Seele aufnehmen — vielmehr im Geiste einen raschesten *Rückblick* tun auf die verschiedenartigen malerischen Gestaltungen, in welchen grosse Zeiten und hervorragende Künstler das dies iræ in ihrer Art verkündet haben.

Es können das freilich nur Augenblicksaufnahmen sein.

Schon in den altchristlichen Zeiten, ja selbst in den Tagen der Katakomben predigte die Kunst das Weltgericht. Sie entfaltete aber mehr das ewige Leben, liess den Jordan der Gnade und der Glorie durch ihre Bilder rauschen, baute in glänzender Mosaik die Zinnen des ewigen Jerusalems auf und deutete die ewige Verdammnis in heiliger Scheu mehr durch symbolische Bilder und beschränkte Szenen doch in ihrer vollen, furchtbaren Wirklichkeit an. Die Darstellungen des jüngsten Gerichtes waren im Mittelalter — wie jedermann weiss — sehr beliebt. Sind doch die ewigen Wahrheiten der immer wieder durchflammende Goldgrund, auf den die christliche Religion, ihre grosse Gottes- und Weltanschauung, die Grundsätze ihres Denkens und die Taten ihres Lebens einzeichnet. Wenn an den wunderbaren romanischen und gotischen Dompfortalen die Werke der künstlerischen Skulptur dem eintretenden Besucher das furchtbare Entweder-Oder des Weltgerichtes verkündet haben, grüssen nicht selten — hoch herab vom Triumphbogen schon wieder der Jubel der Seligen und die Gerichtsposaunen über den niederfahrenden Verdammten — den stillen Beter im Heiligtum. Auch an andern hervorragenden Stellen der Dome und Kirchen, in wirkungsvoll stilisierten Kapellen und Nischen, in den Wandel-

gängen des stillen Campo Santo singt die Malerei des Mittelalters so oft — — — mit ergreifender Kraft und in der naiv unmittelbaren Art des Mittelalters ihr — dies iræ. Die Kunst des Mittelalters stand mitten im vollen, frischen, originalen Leben. Sie verstand es, mit der farbenfrischen Wirklichkeit zu leben und zu fühlen, mit dem Weben und Wogen der ganzen Volksseele, wie mit dem religiösen Erfassen und Empfinden der Aristokratie der Geister und genialen Männer. Aber sie blieb dabei stets eine Beterin — im Geiste und in der Wahrheit. Es ist, als wehe uns der Geist des christlichen Mittelalters immer wieder das Echo jenes tief sinnigen Kirchengebetes entgegen, das wir am dritten Sonntag nach Pfingsten sprechen: *ut sic transeamus per hæc bona temporalia, ut non amittamus æterna*. Gib Herr, gib, dass wir so durch diese zeitlichen Güter hindurch gehen, dass wir dabei die ewigen nicht verlieren.

Manche mittelalterliche Gerichtsbilder überraschen durch die Grossartigkeit ihrer Anlage. Sie wetteifern mit der Architektur, der Welt das *Sursum corda* entgegenzurufen. Wir erinnern an das wieder frei gelegte Gerichtsbild im Ulmerdome, das über dem wunderbaren Säulenwald des Münsters und über dem Eingang in den geheimnisvoll grossartigen Chor die Endwahrheiten verkündet. Ich war auf der Rückreise, ehe ich das zweite Mal nach München zurückkehrte — für zwei Stunden in Ulm ausgestiegen, um die früher aufgenommenen Eindrücke des einzig schönen Tempels, dem eine glückliche Restauration beinahe wieder das katholische Gepräge seiner Urzeit zurückgegeben hat, zu erneuern. Diesmal schien mir die malerische Predigt des jüngsten Gerichtes noch mehr als früher in fast wie mit künstlerischer Notwendigkeit von dem in Ulm ausserordentlich grossen Raumgebiet des Triumphbogens gefordert — in die erhabene Harmonie des Domes einzustimmen. Die Tünche, mit welcher man diesen eindrucksvollen Glaubensartikel ausgeweißelt hatte — ist seit 1883 wieder entfernt. So hat denn das Gemälde von 1471 — wenn auch in etwas abgeblassten Farben — seine Homilie aufs neue begonnen.

Lassen wir einige andere bekanntere Gerichtsbilder eilig an unserer Seele vorüberziehen.

In *Menlins* (1471–1495 besonders in Brügge tätig) jüngstem Gericht werden die Auferstandenen vom heiligen Michael gewogen — schreiten dann ohne Kleidung zum grossartig geschmückten spätgotischen Himmelstor, wo sie Engel mit dem hochzeitlichen Kleide schmücken, indess die Verdammten jählings über eine zackige Felswand gestürzt werden. Die Sprache des Bildes ist für die damalige Zeit volkstümlich.

\*) Nr. 9 vom 2. März 1905.

Uns ist vielleicht die etwas naiv-realistische Symbolik, in welcher die Wahrheit verkündet wird — weniger sympathisch.

Das *Weltgericht Rogers van der Weyden* (1400–1460) bietet manche Parallelen zu Memling und selbst zu Cornelius. Wie bei Cornelius in der Ludwigskirche — erhebt sich auch in van der Weydens Gericht über den Auferstehenden die Riesengestalt des Gerichtsenfels, des heiligen Michael. Während Cornelius, *unsere* Kunstsprache sprechend, Michael mit Flammenschwert und Schild als Scheider und Heerführer der Seelen darstellt, indess sich zu seinen Füßen unter dem Eingreifen der Engel nach biblischer Schilderung die Trennung der Guten und Bösen vollzieht — erscheint bei van der Weyden wieder die realistisch-naive Symbolik der Seelenwage, mit der Michael seines Amtes waltet. Das ganze Bild atmet erhabene Feierlichkeit.

In *Lochners* Gericht (1400–1450) erscheint der herrliche Richter wie in den alten Mosaiken auf dem farbenstrahlenden Regenbogen, nebenauf und unten begleitet von Maria und den Engeln — Bilder ewiger, vollendeter Schönheit. Ein Orchester von Engeln begrüsst die Seligen an der herrlichen Paradiesespforte. — In und um die ewig brennende Höllenburg schauen wir die furchtbare Katastrophe der Verdammten mit allerlei wildem Teufelsspek.

A. M.

(Fortsetzung folgt.)

## Das altchristliche Symbol des Fisches und seine Beziehung zur hl. Eucharistie.

(Schluss.)

Seitdem im dritten Jahrhundert die Künstler Christus den Stab für die Wunderwirkungen gegeben haben, schufen sie eine neue Form des eucharistischen Vorbildes, indem sie die sieben nur mit Brot gefüllten Körbe und daneben Christus, wie er mit dem Stabe einen der Körbe berührt, vorführen. Ohne Zweifel rückte diese Form die *Gottheit* Christi, der das Wunder gewirkt und in der Eucharistie ein noch grösseres beständig wiederholt, mehr als die Mahlszenen in den Vordergrund. Sie war auch ungleich einfacher und leichter zu malen. Deshalb mag es hauptsächlich gekommen sein, dass sie im dritten und vierten Jahrhundert die übrigen Darstellungen fast gänzlich verdrängt hat. Gegenüber den geistvollen älteren Schöpfungen wird man sie schwerlich als einen Fortschritt bezeichnen können. — Gelungener und zutreffender ist die *letzte* [aus dem Ende des 4. Jahrhunderts datierende] Darstellung, welche den Heiland in dem Augenblicke zeigt, wie er die von zwei Aposteln gereichten Fische und Brote segnet.

Wenn Wilpert in der eben angeführten Entwicklungsgeschichte bemerkt, eine grössere Vereinfachung der beiden Vorbilder als durch die Darstellung des Tisches mit Fisch und Brot und der Brotkörbe sei nicht möglich, so bezieht sich das nur auf die Symbolik von Konsekration und Kommunion. Denn als Symbol für die hl. Kommunion allein weist die christliche Archäologie doch einige noch einfachere Darstellungen auf, die ebenfalls in letzter Linie auf die wunderbare Speisung der Volksmenge zurückgehen; ich erwähne als Beispiele 1. die Grabplatte des Christen Syntrophion in Modena, auf der unter dem Namen des Toten zwischen zwei auf einander zuschwimmenden Fischen fünf Brote dargestellt sind, und 2. einen mächtigen Marmorsarkophag, den

man im März des laufenden Jahres in der Nähe von Mailand ausgegraben hat und den ich in den vergangenen Osterferien im archäologischen Museum des Castello in Mailand aufstellen sah. Das linke Giebfeld des dachförmigen Deckels dieses mit mannigfaltigen Figuren geschmückten Sarges (wahrscheinlich aus dem 5. Jahrhundert) zeigt einen grossen Fisch und darüber ein dreifach gekerbtes Brot in Flachrelief — wohl die einfachste symbolische Darstellung der heiligen Kommunion.

Dass das Bild des Fisches auf altchristlichen Denkmälern nicht etwa einzig und allein auf das berühmte alexandrinische Akrostichon *ΙΧΘΥΣ* zurückzuführen sei, sondern speziell in der römischen zometerialen Malerei eine ganz selbständige Stellung einnimmt, dürfte aus den scharfsinnigen Deduktionen Wilperts klar hervorgehen. Dass man aber *alle* Darstellungen des *ΙΧΘΥΣ* ohne Unterschied, oder mit andern Worten, dass man das symbolische Fischbild überhaupt nur aus den Darstellungen des Vermehrungswunders und der Speisung der Menge ableiten dürfe und dass der alexandrinische Ursprung des Symbols ein Mythos sei, wie Wilpert noch vor wenigen Jahren in einer Polemik gegen Fr. Xav. Kraus<sup>1)</sup> behauptete, scheint mir doch etwas zu weit gegangen zu sein und dürfte heute, angesichts der Abhandlung von Mowat, wohl auch von Wilpert selbst nicht mehr aufrecht gehalten werden. Meiner Ansicht nach können übrigens sowohl Wilperts wie Mowats Theorien über den Ursprung des Fischsymbols wohl neben einander bestehen; sie schliessen einander nicht aus; als speziell eucharistisches Symbol aber möchte ich den *ΙΧΘΥΣ* nur da gelten lassen, wo er entweder mit einem andern auf die hl. Eucharistie sich beziehenden Element (Brot, Altartisch) verbunden ist, oder dann inschriftlich ausdrücklich eucharistische Bedeutung erhält. Das letztere ist z. B. der Fall in den zwei berühmten Grabschriften des Phrygiens (und Bischofs?) Aberkios<sup>2)</sup> aus dem Ende des 2. Jahrhunderts und des Pektorios, der auf dem Friedhof St. Pierre l'Éstrier bei Autun in Frankreich (im 3. Jahrhundert?) bestattet wurde und die ich zum Schlusse noch in wörtlicher deutscher Uebersetzung anführen will. Die Aberkios-Inschrift lautet: «Bürger einer auserwählten Stadt errichte ich dies Denkmal zu Lebzeiten, damit ich bei (gekommener) Zeit hier eine Ruhestatt für den Leib habe; ich heisse Aberkios, bin Schüler des hl. Hirten, der Schafherden weidet auf Bergen und Fluren, der grosse, alles sehende Augen besitzt; dieser lehrte mich verlässliche Wissenschaft, er, der mich nach Rom sandte, um das Reich kennen zu lernen und die mit goldenem Gewande und goldenen Sandalen bekleidete königliche Frau zu sehen. Ich sah aber auch das Volk dorten mit strahlendem Siegel. — Auch sah ich Syriens Ebene und alle Städte, Nisibis jenseits des Euphrat. Ueberall fand ich Gleichgesinnte, Paulus . . . ; überall war der Glaube mein Führer und *reichte mir überall den Fisch aus der Quelle*

<sup>1)</sup> Wilpert, Schäden und Rückschritte auf dem Gebiete der christlichen Archäologie. In den histor.-politischen Blättern für das kath. Deutschland, Jahrgang 1898, II. Bd. S. 500.

<sup>2)</sup> Ein kostbares Fragment der Inschrift, 1882 von dem Engländer W. Ramsey in Hieropolis in Phrygien entdeckt, wurde vom türkischen Sultan dem Papste Leo XIII. anlässlich seines Bischofsjubiläums geschenkt und steht seit 1894 in der Inschriften-Galerie des Lateran-Museums in Rom. Die Aberkios-Inschrift wie die Pektorios-Inschrift haben s. Z. einer grossen Literatur gerufen; ihre Bedeutung für die altchristliche Symbolik und Dogmatik ist eine überaus grosse und sollte jedem Theologen bekannt sein.

zur Speise, den reinen, welchen die hl. Jungfrau fing; und ihn gab er den Freunden zur Speise, indem er heilsamen Wein, gemischt mit Brot, darbietet. — In meiner Gegenwart liess ich Aberkios dies einmessen. Ich stehe nun im 71. Jahre. Möge jeder Wegesgenosse, der dies liest, für Aberkios beten. Es soll niemand in mein Grab einen andern legen, tut es einer doch, so zahle er dem römischen Fiskus 2000 und meiner braven Vaterstadt Hieropolis 1000 Denare Gold.»

Die Pektorios-Inschrift, wie die eben angeführte in griechischer Sprache abgefasst und in der Form eines didaktischen Gedichtes gehalten, lautet: «O göttliche Nachkommenschaft des himmlischen Fisches, bewahre immer ein reines Herz und empfangen unter den Sterblichen die unsterbliche Wasserquelle. O Freund, versieh deine Seele mit dem Wasser, das Weisheit spendet. Empfange die honigsüsse Speise des Erlösers der Heiligen, iss mit grossem Verlangen, wenn du den Fisch in deinen Händen hast. — Durch den Fisch sei gesättigt, ich werde von Verlangen erfasst. Herr, Retter! Möge die Mutter wohl ruhen, so bitte ich dich inständig, Licht der Verstorbenen. Du Vater Alexander [so und nicht Aschandius zu lesen!], meinem Herzen teuerster, mitsamt der süssesten Mutter und meinen Brüdern im Frieden des Fisches gedenke deines Pektorios.»

Aus beiden Inschriften, der des Aberkios und der des Pektorios tritt bezüglich des Fischesymbols die enge Beziehung desselben zur hl. Eucharistie so klar und ergreifend hervor, dass die betreffenden Stellen keines Kommentars mehr bedürfen. Zu wünschen wäre, dass wir auch in der modernen Zeit die Symbole des heiligsten Altarsakramentes zum Schmucke unserer Grabdenkmäler herbeizögen, um dadurch — gleich den ersten Christen — unsern Glauben an das ewige Leben und die Auferweckung am jüngsten Tage zu dokumentieren, gestützt auf die Verheissung des Herrn, die er an den Genuss seines hl. Leibes und Blutes, der hl. Eucharistie, knüpfte.

Luzern.

Prof. Wilh. Schnyder.

## Professor Adolf Harnack über die alten Sprachen.

(Fortsetzung.)

«Der erste Einwurf lautet: das, was das eigentlich Bildende in der alten Kultur sei — und es sei nicht gering — könne man auch aus Uebersetzungen lernen. Immer wieder taucht dieser Einwurf auf, immer wieder wird er widerlegt. Er ist unbesieglich, einfach, weil er einen Teil Wahrheit in sich birgt, aber eben nur einen Teil. Die Arbeit, die man an einen Grundtext gesetzt hat, um ihn in die eigene Sprache überzuführen, kann samt ihrem Gewinn durch nichts ersetzt werden. Weiter aber, man bekommt im besten Falle doch nur drei Viertel des Originaltextes — wo es sich um eine schriftstellerische Individualität handelt — in die Uebersetzung hinein. Wir haben virtuose Uebersetzer des Horaz; fragen Sie sie, ob sie wirklich den ganzen Horaz übersetzt haben oder ob er ihnen nicht zum Teil doch entschlüpft ist. Wenn sie ihn aber uns in unserer Sprache und in unseren Verhältnissen so vorstellen, wie die ersten lateinischen Leser ihn genossen haben mögen, geht nicht eben dadurch doch auch etwas verloren? Oder wie steht es mit Aristoteles' Politik oder mit dem neuen Testament? Wörtlichkeit ist irreführend,

aber virtuoses modernes Deutsch führt vielleicht noch mehr in die Irre! Endlich, täuschen wir uns doch nicht! Uebersetzungen sind so lange leidlich belehrend, als es Leute genug gibt, die auch den Grundtext lesen und erklären können. Sobald die spärlicher werden oder wegfallen, werden auch die Uebersetzungen immer weniger und zuletzt gar nicht mehr gelesen werden. Die Uebersetzungen und ihre Kenntnisse halten diejenigen aufrecht, die den Grundtext verstehen. Uebersetzungen sind Zinsen; sie schwinden sobald das Kapital zerstört ist. Natürlich kann man aus Uebersetzungen sehr viel lernen, und ich würde dafür stimmen, dass in Ober-Realschulen recht viele Uebersetzungen klassischer Schriften gelesen werden, würde auch auf den Gymnasien manches in Uebersetzungen lesen lassen. Allein, das ist eine Sache für sich, und von hier aus kann kein Gegenbeweis gegen die These erhoben werden: Wir brauchen eine grosse öffentliche Schule, welche die Kenntnisse des Latein und Griechisch bei uns lebendig erhält; wir brauchen sie um unserer Nation willen und wir brauchen sie für bestimmte Berufsklassen.»

«Ein zweiter Einwurf lautet: Latein und Griechisch sind wichtig, aber es gibt sehr viel wichtigeres; wer bis zu seinem 19. Lebensjahre hauptsächlich jene beiden alten Sprachen getrieben hat, der ist für das Praktische und Aktuelle, für das moderne Leben nicht hinreichend vorgebildet; das Bessere ist notwendig Feind des Guten. Dagegen ist zu sagen, erstlich: unsere Naturforscher, Techniker und Mediziner, die zum grossen Teil auf den alten Gymnasien gebildet sind, haben es mit denen anderer Nationen noch immer aufgenommen. Zweitens: für bestimmte grosse Berufe (Harnack meint die Philologen, Theologen und einen grossen Teil der Staatsmänner, Juristen und Mediziner) sind eben die alten Sprachen «das Praktische und Aktuelle». Drittens: für wie viele unserer jungen Leute, die Logarithmen und Kegelschnitte lernen, ja auch für wieviele, welche auf unsern Schulen die modernen Sprachen lernen, werden die hier erworbenen Kenntnisse im spätern Leben wirklich aktuell? Eine Statistik darüber, die freilich unmöglich ist, wäre interessant. Ich möchte nicht missverstanden werden. Ich halte die Kenntnisse der modernen Sprachen heute mehr denn je für unerlässlich; ich finde, dass auf den Schulen noch immer zu wenig für sie geschieht und ich zweifle nicht, dass ein Teil der Jugend der Nation das Opfer der alten Sprachen bringen muss, um tüchtig Englisch und Französisch zu lernen; aber einseitig das Praktische und Aktuelle für die Schule geltend zu machen, scheint mir sehr bedenklich. Auch kann die Schule nicht allen alles leisten, sondern jedem etwas, aber alle soll sie arbeiten lehren und lernen, wie man eine Arbeit angreift. Dem Privatfleiss muss manches wichtige überlassen werden, und der Gesichtspunkt der Vorbereitung für bestimmte Berufe darf auch in unserer modernen Zeit auf der Schule nicht übergreifen über den Gesichtspunkt einer fundamentalen Bildung.»

Ein dritter Einwurf wiegt wohl schwerer: Auf dem Gymnasium entstehe kein Können; auf anderen Schulen bringe man es leichter dazu, dass das «Können» sich in diesem oder jenen Fache in ein «Können» verwandle, und erst das Können gebe Freudigkeit. Das ist ein starker Einwurf. Es ist richtig, mit dem «Können» — was man gewöhnlich darunter versteht — ist es auf dem Gymnasium nicht weit her. Aber man muss doch fragen, was ist denn

überhaupt das Können, welches im 18. oder 19. Lebensjahre in geistigen Dingen billig verlangt werden kann? Ist es der mündliche oder schriftliche Ausdruck in den fremden Sprachen? Nun, ich schätze diese Uebungen sehr hoch, aber eine Sprache sprechen oder schreiben zu müssen, die die Umgebung nicht spricht oder schreibt, ist eine schwere Quälerei. Hier steht es in Bezug auf die modernen Sprachen kaum anders als in Bezug auf die antiken. Lernen wir aber Latein und Griechisch nicht nur um der Grammatik willen, sondern auch und hauptsächlich aus jenen Gründen, die ich vorhin genannt habe, so wird das Können hier darin bestehen, dass man sich mit einer gewissen Sicherheit, Freude und Nachempfindung in dieser Gedankenwelt bewegt, dass man in ihr orientiert ist, ungesucht die Parallelen zur Gegenwart zieht und komplizierte Verhältnisse unserer Zeit und wiederum Eigenheiten unserer Sprache und Denkweise mit einer gewissen Leichtigkeit von dort aus versteht und würdigt. Reichtum von Anschauungen, Lebendigkeit und Biegsamkeit des Geistes, das bedeutet doch ein «Können»! So etwa wird man dem Einwurfe zu begegnen haben, der ja eine gewisse Wahrheit enthält, der aber weit über das Ziel schießen würde, weil eine sichtbare und messbare Praxis fehlt. Es steht vielmehr umgekehrt; je mehr man in das Leben eindringt, desto sicherer erkennt man, dass alles wirkliche «Können» auf geistigem Gebiet von dem Reichtum der Erfahrung und der Vielseitigkeit des Geistes, sowie von der Kunst des Verstehens abhängt. Die Praxis des Könnens stellt sich im gegebenen Fall schnell und sicher ein, wenn nur jene Bedingung des Könnens, die wahrhaft auch eine *Kunst* ist, vorhanden ist.»

«*Viertens* wird eingewendet, es möge mit dem Werte der alten Sprachen wie immer stehen, aber es sei unpädagogisch, mit ihnen, da sie so schwer seien, so früh zu beginnen und sie zur Hauptsache zu machen. Auf diesen Einwurf wird voraussichtlich der nächste Redner näher eingehen. Ich möchte ihm zunächst mit dem Hinweis begegnen, dass wir ja jetzt drei gleichgeordnete Schulen haben und dass daher jeder einen andern Weg wählen kann, dem dieser Weg zu schwierig ist. Leider reicht meine Erfahrung nicht aus, um bestimmen zu können, ob dem Sextaner, Quintaner und Quartaner das Französische so viel leichter fällt als das Latein. Auf die Frage des sog. Reform-Gymnasiums einzugehen, versage ich mir. Ist es pädagogisch ein grosser Fortschritt, so wird es sich selbst durchsetzen. Einstweilen glaube ich noch, dass unsere so verbesserten und immer mehr sich verbessernden didaktischen Methoden gewisse besondere Schwierigkeiten des Latein und Griechisch schon erleichtert haben und noch erleichtern werden. Uebrigens — lernen ist überhaupt schwer, oder wo gibt es einen Lehrgegenstand, der leicht zu erlernen wäre? Ich kenne keinen. Der Einwurf aber, der Sextaner wisse nicht, *wozu* er Latein lerne und das sei bedenklich, schreckt mich am wenigsten. Weiss er denn bei anderen Lehrgegenständen immer, *wozu* er sie lernt? Können wir im Unterricht den Weg überall so führen, dass unsere Jugend beim Wandern von Anfang an und stets das letzte Ziel sieht? Das wäre ein wahrhaft königlicher Weg, aber es gibt keinen solchen.»

«*Endlich* sagt man, das Gymnasium mache hochmütig; das dort Gelernte, eben die alten Sprachen, bilde eine Art von Geheimwissenschaft und Geheimkunst, und in diesem Besitze, der der grossen Masse der Nation verschlossen sei,

werde der Knabe und Jüngling aufgeblasen, ein Kastengeist sei unvermeidlich, er überdaure auch noch das Gymnasium. Ich will das Recht dieses Finwurfs nicht in jedem Sinne bestreiten. Wo hat es je in der Geschichte Schulen gegeben, die ein Monopol besaßen und nicht mit dieser Gefahr zu kämpfen hatten? Aber man darf andererseits nicht vergessen, dass sich hinter den Kampf gegen den «Kastengeist» auch der Kampf der Unbildung und Halbbildung gegen die Bildung versteckt. Man sehe also zu! Zur Sache aber ist zu bemerken, dass was an sich gut ist, nicht deshalb bekämpft werden darf, weil es auch Gefahren birgt. Zudem hoffen wir, dass die beiden andern Schulen, die dem Gymnasium nun gleichgestellt sind, unsere Gymnasiasten in Zukunft immer mehr aus jener Gefahr herausführen werden. Die freieste Konkurrenz ist ja nun eröffnet.»

Wir haben die Ansichten Harnacks über den Wert und die Bedeutung der alten Sprachen wortgetreu wiedergegeben, weil uns das meiste nicht nur geistreich, sondern auch trefend gesagt zu sein scheint. Freilich zum einen und andern Punkt möchten wir ein Fragezeichen setzen oder einen kleinen Abstrich machen.

So möchten wir die klassische und alexandrinisch-hellenistische Periode der griechischen Litteratur- und Kulturentwicklung auch vom pädagogischen Standpunkt durchaus nicht auf die gleiche Stufe stellen. Für die Schule ist nur das Beste gut genug, und da verdienen die klassischen Autoren vor den spätern Schriftstellern bei weitem den Vorzug, denn die spätern zehren eben grösstenteils von den Schriftstellern der klassischen Zeit und ahmen dieselben vielfach nach. Damit wollen wir aber nicht sagen, dass wir *jeden* Autor der spätern Zeit aus dem Gymnasium verbannen: eine Parallelbeschreibung von Plutarch, ein Dialog von Lukian oder eine Rede des hl. Johannes Chrysostomus lässt sich, wenn Zeit vorhanden, ja sehr gut und mit Nutzen lesen. Letztern Autor würden wir besonders für die Rhetorik empfehlen, um auch ein Beispiel rhetorischer Technik beizubringen, wie sie der «Goldmund», der König der kirchlichen Beredsamkeit, gehandhabt hat. Es lassen sich dabei sehr interessante Parallelen mit Demosthenes ziehen. Eine solche Lektüre hat auch apologetischen Charakter, weil eine ungläubige philologische und kulturhistorische Forschung die Periode der Patristik als eine Periode der Sterilität und Inferiorität darzustellen pflegt und weil meines Erachtens auch wir Katholiken die heiligen Väter mit ihrem Ideenreichtum, mit der Kraft und Originalität ihrer Darstellung, mit ihrem oft hinreissenden Schwunge der Begeisterung viel zu wenig würdigen.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine protestantische Reformbewegung.

Vor ungefähr zwei Jahren ist in den protestantischen Ländern eine Reformfrage aufgetaucht in betreff der Abendmahlsfeier, die aus verschiedenen Gründen unser Interesse verdient.<sup>1)</sup>

Die Bewegung hat zum Ausgangspunkt einen hygienischen Grund. Es handelt sich um die Frage, inwiefern der Gebrauch eines und desselben Kelches für alle Kommunikanten einer

<sup>1)</sup> Wir entnehmen die Notizen über diesen Gegenstand dem Pastor Bonus von Trier, der im letzten und laufenden Jahrgange (J. XVI, Heft 11 und J. XVII, Heft 2 und 7) hierüber Bericht gebracht.

Gemeinde infolge der am Kelchrand oder im Inhalt zurückbleibenden Bazillen als gesundheitsschädlich zu bezeichnen sei, und auf welche Weise dieser Gefahr, wenn sie als wirklich bestehend angenommen werden müsse, am entsprechendsten begegnet werden könnte.

Diese Angelegenheit beschäftigte bereits im Jahre 1903 die (5.) *preussische Generalsynode*, desgleichen im folgenden Jahre die *Konferenz* der deutschen evangelischen Kirchenregierungen in Eisenach. Das *kaiserliche Gesundheitsamt* fand sich durch die hygienischen Bedenken zu einer besonderen Berichterstattung an den Staatssekretär des Innern veranlasst, da es ihm angezeigt erschien, die *Bundesregierungen* auf den Gegenstand aufmerksam zu machen. Die Leiter und Förderer der Bewegung veröffentlichten in Flugschriften ihre «Bedenken» und ihre Vorschläge zur Remedur: So Professor Spitta-Strassburg, Professor Bassermann-Heidelberg; auch ein «evangelischer Pfarrer» in der Broschüre «Abendmahlsfeier und Volkswohlfahrt; eine Gewissenstrage an das evangelische Volk». Die Tagespresse, die kirchlichen Wochenblätter, selbst die medizinische Fachliteratur greifen in die Bewegung ein und nehmen — sei's vom hygienischen, sei's vom kirchlichen oder auch speziell konfessionellen Standpunkt aus — Stellung zur Frage. Daraus erhellt, dass die Bewegung schon so ziemlich die weitesten Kreise erfasst hat.

Was die hygienischen Bedenken betrifft, mit denen die Initianten gegen die bisherige Sitte und Ordnung aufrückten, so wollte man anfänglich dieselben — auch von Seite des kaiserlichen Gesundheitsamtes — dadurch beschwichtigen, dass man die *in vielen Kirchen üblichen Vorsichtsmassregeln*: Drehen des Kelches nach jedesmaliger Darreichung und öfteres Abwischen mit einem reinen Tuche, als völlig genügend bezeichnete. Diese Anschauung erfuhr aber von medizinischen Autoritäten entschieden *Widerspruch*. Professor Forster-Strassburg stellte eingehende Untersuchungen über die Sache an und kam zu dem Ergebnis, dass die Bazillen des aus einem Glase trinkenden Kranken nicht bloss am (äussern und innern) Rande haften bleiben, sondern auch in den Inhalt übergehen, dass also die hergebrachte Vorsichtsmassregel keineswegs genüge, um die Ansteckungsgefahr zu verhüten und somit die Bedenken der Reformfreunde zu beseitigen.

In jüngster Zeit haben wiederum andere medizinische Autoritäten in Sachen Experimente angestellt und deren Ergebnisse in der deutschen medizinischen Wochenschrift veröffentlicht. Es sind dies die Aerzte der Eisenbahner-Heilstätte Stadtwald in Melsungen, Dr. Röpke und Dr. Huss. Sie sammelten sorgfältig das nach dem Genuss von Kranken aus Weinresten und Lippenabdrücken gewinnbare Material und verimpften es auf Versuchstiere. Das Resultat entspricht durchaus demjenigen, zu dem schon Dr. Forster-Strassburg gelangte: «Es bleiben in jedem Falle Krankheitserreger anhalten», denn das verimpfte Material löste «*zweifellose tuberkulöse (oder eiterige) Krankheitserscheinungen* aus. Durch das Abreiben des Kelchrandes nach der jedesmaligen Benutzung wird die Möglichkeit der Krankheitsübertragung nicht beseitigt, unseres Erachtens eher gesteigert.» Auch die Untersuchung der Weinreste führte zum gleichen Resultat. «Alles was bei der Austeilung des Abendmahlkelches von unseren Patienten mit ihrem Munde berührt werden musste, ist zum

Träger von Krankheitserregern geworden.» Damit erscheint die Grundlage der Reformbewegung ausser Zweifel gestellt.

Mit der Frage selbst verbanden sich von Anbeginn *Vorschläge* zur Abhülfe. Der radikalste Ausweg, der gänzliche *Verzicht auf den Kelch* beim Abendmahl wurde in Deutschland nur von Professor Bassermann-Heidelberg und auch von ihm nur in etwas schüchternen Form angeregt. Dagegen schritt in England die Greenfield Congregational Church zu Bredford zu dieser Neuerung. Der versammelten Gemeinde wurde — nach einer Abendmahlsfeier in der bisherigen Form — die Frage zur Entscheidung vorgelegt und sie sprach sich mit ungefähr 200 Stimmen gegen 3 für die Abschaffung des Kelches aus. Dies geschah allerdings nicht ohne Verwahrung gegen den möglichen Vorwurf einer «Rückkehr zur Praxis der römischen Kirche» unter anderem mit der Behauptung, dass ihr Vorgehen «eine Rückkehr zur Praxis der alten Christenheit» sei, «die bestand, ehe es noch eine römische Praxis gab» (Apostelg. 2, 42; 2, 46; 20, 7, wo nur vom «Brotbrechen die Rede ist»). So gern man auch in Deutschland wohl dieser radikalen Neuerung das Wort spräche, es geht nicht, «schon der römischen Kirche gegenüber müssen wir am Kelch festhalten». So Drews in der Theolog. Literaturzeitung.

Es kann sich also nur noch um den *Verzicht auf den Gemeinde- oder Gesamtkelch* handeln und um seine ev. Ersetzung durch den *Einzelkelch*. Mit der Einführung und Durchführung des letztern sind aber so grosse Umständlichkeiten verbunden, dass die besagte Gemeinde zu Bredford aus diesem praktischen Grunde davon absah. Zu den *praktischen* Bedenken werden aber seitens der orthodoxen Richtung, die von Beginn an der Neuerung gegenüber sich ablehnend verhielt, noch andere *liturgisch-dogmatischer* Natur erhoben. Gläubige Protestanten wittern hinter der «Reform» geradezu eine Art kirchenfeindliche Agitation. Tatsache ist nun allerdings, dass sie, wie sie in liberal-kirchlichen Kreisen ihren Ursprung genommen, so auch fast durchweg von Männern und Blättern der letzteren Richtung besonders begrüsst wird. Unter den letztern ist auch der «evangelische Bund», den die konservative Kreuz-Zeitung nicht ohne treffende Ironie auf diese günstige Gelegenheit aufmerksam macht, «das evangelische Bewusstsein gegen die römisch-katholische Lehre und Tradition zu stärken».

Nicht ohne Interesse sind auch im speziellen noch einzelne der *Beweisgründe*, die hüben und drüben für und gegen ins Feld geführt werden.

Die Orthodoxen der «Kreuzzeitung» und des «Reichsbote» glauben sich mit der obenerwähnten Vorsichtsmassregel beruhigen zu dürfen und verwahren sich dagegen, dass man «die heiligen Gebräuche der evangelischen Kirche antaste». Sie betonen, dass man am gemeinsamen Kelch aus *geschichtlicher Treue* festhalten müsse, dass er ein «*wesentliches Sinnbild dieses Sakramentes*» bilde, ein *sinnenfülliges Zeichen*, dass das Abendmahl eine Gemeindegabe sei (?), dass «die Lehre der lutherischen Kirche sich von ihrem Ritus nicht trennen lasse», dass die so oder so begründete Preisgabe des gemeinsamen Kelches, weil von der Einsetzung des Sakramentes abweichend, *dem katholischen Ritus das wichtigste grundsätzliche Zugeständnis* mache.» Die Reformfreunde haben gerade dem letzten Argument gegenüber den Spieß

geschickt zu drehen verstanden. Wir malen das Gespenst der *Proselytengefahr*, d. h. des Uebertritts zum Katholizismus an die Wand. Nach Professor Spitta-Strassburg ist der Gesamtkelch «keine ungefährliche Waffe in den Händen römischer Proselytenmacher» und soll, nach den Mitteilungen, die ihm zugekommen, «tatsächlich schon zu Konversationen geführt» haben.

Zur Stunde steht unseres Wissens ein allgemeiner Entscheid der kirchlichen Behörden noch aus. Das Heikle des Gegenstandes an sich, das Moderne, das die Bewegung in Gang gebracht (Volkshygiene), die Antagonie zwischen der Orthodoxie und der liberalen Richtung und nicht zum mindestens die Furcht vor Rom und römischer Tradition erschweren sicherlich die Beschlussfassung. Andererseits drängte die extensiv und intensiv erstarkte Bewegung zu einer Entscheidung. An einigen Orten — so in Hamburg und Strassburg — ist man bereits zur Einführung des Einzelkelches geschritten trotz der damit verbundenen Umständlichkeit und auch trotz der Warnung, die von Eisenach gekommen war. Die daselbst (1904) versammelte Konferenz hatte einen Präsidiums-Antrag zum Beschluss erhoben, in dem es hiess, «dass das Abweichen einzelner Gemeinden und ihrer Geistlichen von der bestehenden Kirchenordnung, wie von der evangelischen Gemeindegemeinschaft dem ernstesten Bedenken unterliegt.» Es dürfte der orthodoxen Opposition schwer fallen, die Bewegung zum Stillstand zu bringen und versteift sie sich, so dürfte das Endergebnis darin bestehen, dass zu allen schon vorhandenen innern und äussern Zerklüftungen im Protestantismus noch eine neue hinzutritt.

Für die katholische Kirche bietet diese Erscheinung sicherlich vielseitiges Interesse, wenn auch nicht in dem von Professor Spitta befürchteten Sinne. Es liegen in ihr *apologetische Momente* für die Kirche. Es sei nur das wichtigste erwähnt, das pro Communione sub una specie, welche von der katholischen Kirche schon vor einem halben Jahrtausend eingeführt worden.

Zum Schlusse möchten wir indes darauf hinweisen, dass das hygienische Moment der Reformbewegung auch für uns *aktuelles, praktisches Interesse* gewinnen könnte. Ob die ortsweise länger erhaltene Sitte von nicht sakramentaler Weindarreichung nach der heiligen Kommunion bereits allgemein verschwunden, entgeht unserer Kenntnis. (Nicht überall. D. R.) Fände sich diese Sitte noch, so würde sie sicherlich in Betracht gezogen werden können. Dazu kommt noch die kirchliche (fakultative) Uebung der Auspendung von gesegnetem Wein an einzelnen Festtagen (St. Johannistag, Stephanstag). Immerhin würde hiebei, da es sich weder um allgemeine Uebungen noch um Uebungen von obligierendem Charakter handelt, eine Bewegung, wenn man sie aus oben erwähnten hygienischen Gründen für zeitgemäss erachten wollte, kaum über vereinzelte Kirchspiele hinaus Wellen werfen und auch diese sich unschwer wieder glätten.

H.

## Sitzung der Luzerner St. Thomasakademie.

(Mitgeteilt.)

Am 27. Juni hielt die Luzerner St. Thomasakademie ihre zweite diesjährige, öffentliche Sitzung.

Hochw. Herr Präsident, Chorberr und Professor der Philosophie Dr. N. Kaufmann hielt dem verstorbenen hochw. Herrn Vizepräsidenten, Chorberrn und Professor der

Theologie Anton Portmann einen warmen und wohlverdienten Nachruf, worin er namentlich die literarische Tätigkeit des Verewigten hervorhob. 30 literarische Arbeiten wurden erwähnt. Unter andern hatten auch hochw. Herr Redaktor Vinati in Piacenza und Prof. Dr. Commer in Wien ihr Beileid bezeugt. Hochw. Herr Pfarrer Grüter in Ballwil erfreute die Akademiker mit einem höchst interessanten Vortrag über P. Joachim Fonseca. Es ist dies nicht Fonseca im 17. Jahrhundert, sondern im 19. Jahrhundert. Er war spanischer Dominikaner, gefeierter Geschichtsschreiber, Missionär, Theologe, Redner und Dichter. Da jedoch der ausgezeichnete Vortrag in der Schweiz. Kirchenzeitung gedruckt erscheinen soll, so können wir auf eine nähere Inhaltsangabe verzichten.

In seinem Bericht über die neueste thomistische Literatur erwähnt der Präsident namentlich die rege thomistische Tätigkeit in Spanien gegenüber der sich geltend machenden Kantischen Philosophie und immanenten Ethik.

Aus der Studentenakademie des hl. Thomas wurde ein Mitglied in die grosse St. Thomasakademie aufgenommen und demselben das Diplom übergeben.

## Zwei Predigtserien.

**Die brennendste aller Lebensfragen** beantwortet in sechs Fastenpredigten über das Geheimnis unserer Auserwählung im Lichte des Kreuzes von **Franz Stingerer**, Konsistorialrat, Direktor des bischöflichen Studenten-Konvikts Salesianum, bischöflicher Oekonomiedirektor und Domprediger in Linz. Dritte Auflage. Linz, Druck und Verlag des katholischen Pressvereins 1905. 82 Seiten.

**Gottes Antwort auf die brennendste aller Lebensfragen.** Dargestellt in sechs Fastenpredigten über das Geheimnis unserer Auserwählung im Lichte des Kreuzes von **Franz Stingerer**. Linz, Druck und Verlag des katholischen Pressvereins 1905. 102 S.

1. Wie s. Z. Emmanuel Veith in den «Bildern aus der Passionsgeschichte» die Hauptpersonen der Leidensgeschichte des Heilandes als die Vertreter verschiedener Weltanschauungen vorgeführt hat, so konzentriert der Verfasser dieser Fastenpredigten die Ausführungen in den sechs Vorträgen um die Persönlichkeiten: Magdalena, Judas, Petrus, Pilatus, Simon von Cyrene, beide Schwächer. Die Durchführung ist aber ganz und gar originell; der leitende Zentralgedanke ist die Rettung der Seelen von der durch die Sünde verdienten ewigen Verwerfung. Der Prediger versteht es, mit einer überaus klaren Gedankenfolge eine mächtig erschütternde Einwirkung auf die Gemüter der Hörer zu verbinden. Diesem Zwecke dienen auch treffliche Sittenschilderungen aufs beste. Das Einstreuen von Versen in die oratorische Gedankenentwicklung möchten wir nicht grundsätzlich beanstanden; nur sollten die Verse ausschliesslich oder doch fast ausschliesslich der liturgischen Poesie oder den kirchlichen Volksliedern entnommen werden. Im Ganzen findet das Geheimnis der Auserwählung im Lichte des Leidens und Sterbens Christi in diesen Predigten eine theologisch zuverlässige und praktisch überaus wirkungsvolle Behandlung.

2. Inhaltlich verwandt, in der oratorischen Struktur bedeutend verschieden von der ersten, ist die zweite Predigtserie. Sie erörtert als Gesamtthema die Liebe Gottes, welche uns die wirksamsten Mittel zur Erlangung der ewigen Seligkeit darbietet. Die erste Predigt behandelt in wirkungsvoller Art das Dogma von der Hölle. Die zweite den ewigen Lohn im Himmel, die dritte das Leben der Gnade und der Sünde auf Erden, die vierte das Bussakrament, die fünfte die Langmut Gottes, die sechste das Erlösungsoffer am Kreuze. Auch hier wird die hl. Schrift in ansprechender und kraftvoll wirkender Weise verwertet. Die Ausblicke auf die Zeitverhältnisse und Modetorheiten sind treffend. Den in seiner Schrift: «Die Zeitung auf der Kanzel (Linz 1904)

ausgesprochenen Grundsätzen entsprechend zieht der Verfasser stellenweise Vorkommnisse neuester Zeit zur Illustration herbei, denselben eine symbolische Deutung gebend. Er besitzt zu dieser Verwertung den erforderlichen homiletischen Takt. — Die beiden Serien sind nach unserem Eindruck typische Vorbilder für eine zweckentsprechende, eindrucksvolle und praktische Gestaltung von Fastenpredigten.

Freiburg i. d. Schw.

J. Beck.

### Immortelle.

In der Vereinsdruckerei *Laufen* ist erschienen die

«*Leichenrede* bei der Beisetzung des hochwürdigsten Herrn Abtes *Vinzenz Mutschli* in Mariastein, 22. Mai 1905, gehalten von dessen ehemaligem Schüler Pfarrer *Konst. Schmidli* in Therwil». Es spricht aus diesen Blättern die Herzenssprache der Verehrung, Liebe und Dankbarkeit, sowie der ernstesten Teilnahme für den Leidensgang, den der Kulturkampf über das Heiligtum U. L. F. vom Stein und dessen fromme Hüter, in *Haupt* und Glieder heraufgeführt. Die treffliche Predigt verdient die wohlwollende Beachtung aller Freunde von *Mariastein-Dürrenberg*. dw.

### Totentafel.

Im würdigen Alter von 71 Jahren starb in Schwyz am 1. Juli *P. Alban Murer, O. Cap.*, Senior des dortigen Klosters. Beckenried (Nidwalden) war seine Geburtsstätte und der erste Ort seiner Wirksamkeit. Nachdem der selig Verstorbene schon Jahre lang als Lehrer seiner Heimatgemeinde tätig gewesen war, trat er nach den gemachten Vorstudien in den Kapuzinerorden 1864 im Alter von 30 Jahren. Nach Vollendung seiner theologischen Studien musste *P. Alban* wieder in die Schulstube, seine Obern versetzten ihn nach *Andermatt* 1870. Doch schon nach 3 Jahren wurde der ausgezeichnete Schulmann abberufen und kam nach Zug als Prediger für *Baar*. 1877 muss der geschätzte Volksredner Zug verlassen und zieht als Prediger nach Schwyz. Nachdem der populäre Prediger auch hier im Zeitraume von vier Jahren Grosses gewirkt, wurde er 1881 zum Pfarrer von *Andermatt* ernannt. Nun befand sich *P. Alban* in seinem eigentlichen Elemente, während 23 Jahren pastorierte er die ihm anvertraute Pfarrei mit heiligem Eifer und seltenem Geschick bis er im letzten Herbst müde und krank und den bevorstehenden Tod ahnend sich zurückzog, um auf sein seliges Sterben sich vorzubereiten.

Zu *Brislach* im Laufental starb am 27. Juni der hochw. Herr Pfarrer *Franz Joseph Cuoni*, geboren zu *Blauen* den 10. Oktober 1837. Er studierte in *Mariastein*, das mit seiner trefflichen Schule aus den Kantonen *Bern*, *Solothurn* und *Basel*, ja auch aus der innern Schweiz so viele Jünglinge dem Klerus zugeführt hat, dann in *Solothurn* und *Tübingen* und wurde am 26. Juli 1865 Priester. Seine erste Stellung war ein Vikariat in *Bern* bei Pfarrer *Baud*, sie dauerte bis 1871. Infolge seiner guten musikalischen Kenntnisse wurde er hierauf Stiftskaplan in *Luzern*, wo er auch im Gesellenverein und Piusverein sich sehr tätig erwies und das Paramentendepot der inländischen Mission besorgte. 1884 ernannte ihn die Pfarrei *Rohrdorf* im *Aargau* zu ihrem Seelsorger; doch er blieb daselbst bis 1892, dann zog er die ruhigere Tätigkeit auf einer Kaplanei vor und ging in dieser Eigenschaft nach *Weggis*, wo seine Gewandtheit in der französischen Sprache ihn für die Pastoration der Fremden geeignet machte. Aber endlich zog doch die Heimat vor; er nahm am 21. Oktober 1894 die Pfarrei *Brislach* an und verlebte dort als tüchtiger Seelsorger noch die letzten zehn Jahre seines Priesterlebens.

### Briefkasten.

Die Reisebriefe mussten aus technischen Gründen im ersten Abschnitt abgebrochen werden; die nächste No. bringt eine längere Fortsetzung.

## Kirchenamtlicher Anzeiger für die Diözese Basel.

Bei der bischöfl. Kanzlei sind ferner eingegangen:

1. Für das h. Land: Oberägeri Fr. 20, Römerswil 30, Bussnang 7, Cœuve 10.50, Neudorf 27.40, Spreitenbach 16.25, Ebikon 15: Romanshorn 30.
2. Für den Peterspfennig: Oberägeri Fr. 25, Römerswil 25, Neuenkirch 25, Münster 70, Bussnang 7, Uesslingen 15, Cœuve 10.50, Stüsslingen 8, St. Urban 8, Muri 85, Eich 20, Ebikon 22, Müswangen 7.40, Rohrdorf 20, Marbach 20, Adligenswil 12, Weggis 25, Romanshorn 28.50, Wohlen 145.
3. Für die Sklavenmission: Oberägeri Fr. 30, Cœuve 10.
4. Für das Seminar: Romoos 14, Arbon 36, Unterägeri 50, Oberägeri 10, Baar 50, Neuheim 18, Cham 70, Horw 39.50, Ettingen 14, Nenzlingen 5, Neuenkirch 35, Buttisholz 17, Hergiswil 16, Oberkirch (Soloth.) 12, Bettwil 10.40, Luthern 30, Cœuve 32, Stüsslingen 6, Neudorf 27.60, Kriegstetten 25, St. Urban 15, Wohlen 90. Gilt als Quittung.

Solothurn, den 4. Juli 1905.

Die bischöfliche Kanzlei.

### Inländische Mission.

a. Ordentliche Beiträge pro 1905:

	Uebertrag laut Nr. 25:	Fr. 20,171.31
Kt. Baselland: Oberwil . . . . .	„	26.—
Kt. Baselstadt: Von Ungenannt . . . . .	„	6.—
Kt. Bern: Saignelegier, Legat von sel. Hr. Viktor Hüelin „	„	100.—
Kt. Freiburg: Fromasens, Legat von sel. Hr. Eugen Dénervaud . . . . .	„	50.—
Kt. St. Gallen: Wil, Hauskollekte . . . . .	„	550.—
Kt. Luzern: Stadt Luzern, von Ungenannt 8.30; Anstalt Sedel und Seehof 100 . . . . .	„	108.30
Blatten, Hr. Kpl. 8; Egolzwil 65 . . . . .	„	73.—
Kt. Solothurn: Subingen . . . . .	„	40.—
Kt. Thurgau: Sommeri, Ungenannt 20, Sulgen, von C. H. durchs Pfarramt 10 . . . . .	„	30.—
Kt. Uri: Sparingen . . . . .	„	43.50
		<b>Fr. 21,198.11</b>

b. Ausserordentliche Beiträge pro 1905.

	Uebertrag laut Nr. 24:	Fr. 23,015.—
Stadt Luzern, Vergabung von Ungenannt, Nutzniessung vorbehalten . . . . .	„	1,000.—
		<b>Fr. 24,015.—</b>

c. Jahrzeitenfond.

	Uebertrag laut Nr. 21:	Fr. 3,195.—
Kt. St. Gallen: Stiftung von 12 Jahrzeitmessen, verteilt auf zwölf verschiedene Pfarreien der Diaspora, mit je 125 Fr. Kapital . . . . .	„	1,500.—
		<b>Fr. 4,695.—</b>

Luzern, den 4. Juli 1905.

Der Kassier: *J. Duret*, Propst.

### Gemeinschaftliche Exercitien im theol. Konvikt zu Innsbruck.

1. Für Lehrer und andere Herren aus dem Laienstande: vom Abend des 7. bis zum Morgen des 11. August.
2. Für Studenten der Hochschulen und der vier Oberklassen der Mittelschulen: vom Abend des 16. bis zum Morgen des 20. August.
3. Für Priester dreimal: vom Abend des 20. bis zum Morgen des 28. August; vom Abend des 28. August bis zum Morgen des 1. September; vom Abend des 11. bis zum Morgen des 15. September.

Anmeldungen sind zu richten an den Rektor des Jesuiten-Kollegiums in Innsbruck.

Wir machen auf die in der „Kirchen-Zeitung“ regelmässig inserierenden Firmen aufmerksam.

